



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Schaeder, Hans Heinrich: Zur Beurteilung der russischen Religiosität

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

gedeutet. Deshalb verlangen die Freunde des großdeutschen Gedankens in Tirol, daß die Reichsregierung bei ihren Verhandlungen mit Italien, sobald sie g e b e n d ist, die Rückgabe Süd-Tirols als Gegenwert fordere. Italien ist mit dem Raub des Gebietes von Deutsch-Süd-Tirol, den es auf Anraten einzelner Chauvinisten verübte, nicht glücklich und wird froh sein, ihn auf anständige Weise, d. h. gegen entsprechende Kompensationen wieder herauszugeben. Diese Kompensationen darf im großdeutschen Sinne nur das Deutsche Reich geben, niemals aber Frankreich, sonst fehlt dem Reiche die verlässliche, sichere Brücke, die von der deutschen zur italienischen Kultur führt, und feindlicher Einfluß schafft weiter einen Fremdkörper zwischen dem deutschen Volke und dem italienischen und verhindert durch ein neues Österreich die dauernde friedliche und freundschaftliche Nachbarschaft der beiden Nationen.

Hier handelt es sich um ein Politikum allerersten Ranges, um eine deutsche Kulturfrage und um das diplomatische Geschick. Großdeutschland muß Tirol umfassen — aber Tirols Grenze muß Salurn und darf nicht der Brenner sein. Und daß sich das Reich bemüht, tatsächlich diesen Erfolg gegenüber der italienischen Chauvinistenpartei zu erringen, daß Tirol erkennt und erfährt, wie richtig und klug sein Vertrauen auf des Reiches Hilfe war, daß aber andererseits dem deutschen Volkskörper ein wertvoller und gesunder Teil neu angefügt werde, das ist der Kernpunkt der Tiroler Frage.



## Zur Beurteilung der russischen Religiosität

Von Hans Heinrich Schaeder



ie Betrachtung der russischen Religiosität hat über das objektive, geistesgeschichtliche Interesse hinaus eine unmittelbare Bedeutung für uns: einerlei, ob wir ihre Inhalte bejahend annehmen können oder verwerfen müssen, — da sich in ihren Trägern in nahezu vollkommener Ungebrochenheit und Unabgelenktheit entfaltet hat, so gestattet sie, ja verpflichtet sie andere, den Gewohnheiten und Forderungen des alltäglichen Lebens angegliche Form der Frömmigkeit, sich vor ihr zu rechtfertigen, der eigenen Laueheit und Bequemlichkeit angesichts ihres unbeugsamen, eisernden Bemühens um das Eine, das not tut, inne zu werden. Denn was wird in der Gegenwart bei uns nicht alles als Religion bezeichnet! Da religiöse Sehnsucht bei vielen Tausenden deutlich ist, so versäumt kaum eine Macht des politischen, sozialen, kulturellen Lebens an die Religiosität derer, die sie an sich ziehen will, zu appellieren. Nirgends so sehr vielleicht wie in der gegenwärtigen

Kunst wird mit dem Begriff der Religion Unfug getrieben. Da die innerste Triebkraft der wenigen schöpferischen Geister in ihr zweifellos eine religiöse ist, — aber davon spricht man nicht, Dante, Rembrandt und Bach haben die religiösen Ursprünge ihres Kunstschaffens nicht beschwagt — so nimmt sich nun das Heer der Nachläufer, Snobs und Konjunkturausnutzer das Recht, alle Unklarheit und Faulheit, alles Nichtkönnen und Steckenbleiben, jede Verirrung und Schändlichkeit als aus der Tiefe religiösen Empfindens entsprungen zu verteidigen.

Auf diesem Blatte steht auch die religiöse Beurteilung des gegenwärtigen Sozialismus. Die ganz Feinen haben herausgebracht, daß der Sozialismus, wie er vor unser aller Augen ist, der bis vor kurzem seine erbitterte Feindschaft gegen Religion und Christentum mit der (widerlich formulierten) Parole, Religion sei Privatsache, zu verharmlosen suchte, — daß dieser selbe Sozialismus selber Religion sei. Mag man nun immerhin in den ursprünglichen Konzeptionen von Marx Elemente finden, die an eigentümliche Spannungsverhältnisse und Inhalte der jüdischen Religiosität erinnern, die aber sicherlich durch Hegelsche Logik und die Gedanken des französischen Anarchosozialismus völlig überdeckt sind, so steht doch ohne allen Zweifel und ohne alle Diskussion dies fest, daß der Sozialismus von heute, der Sozialismus der Parteien und Gewerkschaften, mag er regieren oder in der Opposition stehen, mit Religion so wenig zu tun hat wie mit irgendeiner anderen Form des Geistes. So steht fest, daß die „Gläubigen“ dieses Sozialismus dem unheiligsten aller Phantome anhängen, daß diejenigen, die dieses Phantom mit dem geistigen Gehalt der Tolstoischen Lehren oder den religiösen Impulsen der Bauern- und Hussitenkriege oder gar des Urchristentums, in unerhörter Verfälschung seines geschichtlichen Bildes, zu speisen trachten, gerade an dem Geiste sich veründigen, dessen unverrückbares und fortwirkendes Dasein ihre Existenz, ihr Tun schlechthin aufhebt und vor allen kommenden Geschlechtern richtet.

Aus zwei Hauptantrieben ist das weithin bemerkbare Interesse für die russische Religiosität in Deutschland zu erklären: einmal aus der gewaltigen Wirkung, den die Persönlichkeiten und das Werk der großen russischen Dichter des letzten Jahrhunderts in Deutschland hervorgerufen haben, — eine Wirkung, die fortwährend, besonders in der jungen Generation, zunimmt und deren tiefste Ursache einstimmig in der religiösen, das ganze Leben und Schaffen bestimmenden Grundhaltung dieser Männer erkannt wird. Ferner in der nachgerade zum Gemeinplatz gewordenen religiösen Bestimmtheit des russischen Bolschewismus. Von dieser letzteren soll hier nicht die Rede sein; eindeutige Bekundungen liegen von ihr, soweit ersichtlich, nicht vor, vielmehr scheinen die geistigen Grundlagen des Bolschewismus eher eine Negation als eine Erneuerung der russischen Frömmigkeit zu bedeuten; und jedenfalls wird hier genau wie bei uns zwischen der schlechthin unreligiösen, skeptisch-nihilistischen Gesinnung der Führer und der irregeleiteten Sehnsucht der Geführten zu scheiden sein.

Eine Grundlage für die Beurteilung dieses Sachverhalts ist nur in der erstgenannten Richtung zu gewinnen. Die Frömmigkeit der großen russischen Dichter muß in ihrer Eigenart und ihrer geschichtlichen Stellung verstanden werden, ehe die späteren Gestaltungen betrachtet werden können. Sene Dichter gewähren uns einen unmittelbaren Einblick in den Aufbau religiöser Persönlichkeiten, die dank den besonderen Bedingungen der russischen Geistesgeschichte in einem ganz anderen Sinne

dem Ganzen des Volkes, mit seinen Leiden und Sehnsüchten, eingegliedert bleiben, als das im Westen irgend möglich ist. Die die Schlichtheit des religiösen Erlebens mit hellseherischer Erfassung der unabsehbaren Kompliziertheit des seelischen Lebens zusammenschließen, und denen zum Ausdruck des Erlebten eine künstlerische Meisterschaft zu Gebote steht, die die russische über alle anderen Literaturen des 19. Jahrhunderts hinaushebt.

Und dennoch findet man bei denen, die am stärksten von dem Werke Gogols oder Dostojewskis ergriffen sind, und gerade bei ihnen, eine vollkommene Unfähigkeit, ihre Ergriffenheit zu begründen und anderen verständlich zu machen. Sie vermögen nur zu sagen, daß der gewonnene Eindruck in die tiefsten Tiefen ihrer Erlebniszähigkeit hineinreiche, sie mit Bildern und stärksten Gefühlen gänzlich erfülle, — daß er aber jeder begrifflichen Wiedergabe spottete. Die Abgeschlossenheit und innere Erfülltheit der Toten Seelen oder der Brüder Karamasow sei eine so vollständige, daß man keine Einzelheiten aus ihnen lösen und sie mit unseren Worten aussprechen könne. Und dazu komme die völlige Andersheit und Fremdheit des russischen Geistes dem unseren gegenüber, die besonders alle die vielen behindere, die von ihm mächtig angezogen werden, aber nicht in Rußland gelebt haben, noch der russischen Sprache mächtig sind.

So müssen wir nach Führern suchen, nach Menschen, die Russen geblieben sind und doch unsere Sprache zu reden verstehen. Die anderen, die Weisler geworden sind, können uns nicht helfen: Turgenjews französische Eitelkeit, Solowjews verstiessene Metaphysik belasten uns, anstatt uns zu fördern. Uns liegt zunächst daran, in das religiöse Wesen Nikolai Gogols Einsicht zu gewinnen; denn er hat eine neue Epoche der russischen Literatur heraufgeführt, wie Dostojewski durch die bekannten Worte bezeugt, die er im Hinblick auf Gogols größte Novelle sagte: „Wir alle kommen aus dem ‚Mantel‘.“ Als berufener Führer bietet sich uns Dmitri Merejkowski, dessen zu wenig beachtetes Buch „Gogol, sein Werk, sein Leben und seine Religion“ bereits vor neun Jahren in deutscher Sprache erschien (bei Georg Müller, München und Leipzig).

Merejkowski gibt weder Biographie noch literarische Darstellung, es liegt ihm lediglich daran, aus dem Ganzen des Gogolschen Schaffens die eine eindeutige Tendenz, die dies ganze Schaffen durchdringt, herauszustellen. Und diese Tendenz ist eine religiöse, und zwar zunächst in einem wesentlich negativen, kämpferischen Sinne: das heißt, Gogols Wille ist es nicht so sehr, die Heiligkeit und Liebe Gottes zu bekunden, als vielmehr den Kampf gegen das Widergöttliche, gegen den Teufel und alle Gestalten, die er annimmt, zu führen. Und das besondere, ganz eigentümliche Kampfmittel, das Gogol gegen den Teufel anwendet, ist das Lachen. „Mein ganzes Streben geht dahin, daß jedermann, der meine Werke gelesen hat, nach Herzenslust über den Teufel lachen kann.“ Wo findet man den Teufel, welche Masken muß man abreißen, um ihn zu finden? Er erscheint nicht mehr in der unverkennbaren, furchtbaren Gestalt, in der er den Anachoreten der früheren Christenheit erschien, — und doch ist er überall. Denn er ist nichts anderes als die „unsterbliche ewig menschliche Gemeinheit und Platttheit“, das ewig Mittelmäßige und Durchschnittliche, der Laue und Opportunist, — oder, um ihn in der Gestalt zu nennen, die er unter uns am liebsten annimmt: der „Taktiker“. Der Taktiker, das ist derjenige, der das Leben in Politik verwandelt, in eine Politik, die nicht

schöpferisch, sondern mächlerisch ist, — der weder Stolz noch Demut kennt, sondern nur Schikane oder Untervürdigkeit, der nicht der Ewigkeit dient, sondern dem Tage, der alle Welt überlistet und sich selbst betrügt, der überall am Werke und doch nirgends zu stellen ist. Dieser Teufel ist nicht schrecklich, sondern ganz gewöhnlich, er ist nicht wild und heftig, sondern stellt sich auf den Boden der nüchternen Tatsachen. Dabei ist er phantastisch und gefühlvoll oder, genauer gesagt, in seinem Vorstellen, Denken und Handeln verlogen, verlogen bis in die letzte Geste und in das flüchtigste Wort. Und in dieser Verlogenheit offenbart sich die ganze Nichtigkeit, die dämonische Leere und Furchterlichkeit seines Daseins, — wer ihn sieht, und mit der künstlerischen Sehstärke Gogols sieht, der müßte erstarren, besäße er nicht, als ein Geschenk Gottes, das befreiende Lachen.

Man versteht nun die beiden Pole, zwischen denen die Welten der beiden Hauptwerke Gogols, des Revisors und der Toten Seelen, sich bewegen. Die in ihrem Mittelpunkte stehenden beiden Hauptpersonen sind niemand sonst als der Teufel selbst, der die Welt Gottes durch seine Mittelmäßigkeit und seine Verlogenheit zerstören will. Und das eine Ziel, zu dem er die Welt hinführt, ist das maßlose, lähmende Grauen, das wir in unglaublicher Höchststeigerung in der pantomimischen Schlußzene des Revisors erleben, — das andere ist das große Gelächter, in dem beide Werke untergehen, und das Gogol ein andermal und unter anderem Betracht „das große Gelächter des russischen Gewissens über den russischen Staat“ genannt hat. Mit diesem Lachen kämpft Gogol gegen den Teufel, — sein Kampf ist noch der unsere, dieselben Dämonen, die er zum erstenmal offenbar gemacht hat, und gegen die dann Dostojewski sein Leben lang kämpfte, bedrohen uns noch in jeder Stunde; aber wir dürfen sie nicht mehr auslachen, wir müssen andere Waffen suchen, — und auch diese neue Waffen finden wir bei Gogol.

In Gogols weiterem Schaffen tritt ein positives religiöses Streben immer stärker hervor. Sein äußerer Ausdruck ist der „Briefwechsel mit den Freunden“. Meisterhaft versteht es Mereschkowski, dem tiefes Nacherleben des Religiösen und Menschlichen, scharfsinnige ästhetische Auffassung und Kritik und ein literarischer Ausdruck von seltener suggestiver Kraft eigen sind, den Kampf um dies Buch zu schildern, in dessen Verlauf alle anderen den Dichter aufgaben, bis er sich selber aufgab. In ihm wiederholte sich in der Tiefe seines Wesens der Zwiespalt zwischen Geist und Fleisch, zwischen einem Christentum des Weltverzichtes, der Askese und kirchlichen Gebundenheit und einem „Heidentum“ der naiven, vollen Weltfreude, der Hingabe an alle Fülle und Buntheit des Lebens, ohne Beschränkung und Verzicht, jedem Verlangen und Sehnen nachgebend, einem Heidentum, wie es den Dichter besonders in der Zeit seines römischen Aufenthalts beherrschte. Sein Leben verzehrte sich in diesem Zwiespalt. Die Bindung an seinen Beichtvater, einen strengen Vertreter griechisch-orthodoxer Weltflüchtigkeit, half ihm nicht, sondern trieb ihn bis zur Selbstzerstörung in freiwilligem Hungertod und geistiger Unnachtung; und noch in dem letzten Schrei des Sterbenden: „Eine Leiter! bring schneller eine Leiter her!“ hallt dieser Kampf wider, — aber Mereschkowski kann auf eine Stelle des Briefwechsels verweisen, in der der Kampf ausgefochten und die Überwindung nahegerückt ist: „Gott weiß es, vielleicht wird schon um dieses einzigen Wunsches willen eine Leiter vom Himmel herabfallen und sich uns eine Hand entgegenstrecken, die uns hilft auf ihr emporzuklimmen.“

Denn in der Leidenschaft und den Qualen dieses Kampfes gibt es einige Ausblicke, die uns weiter helfen und uns vor dem Untergang, dem der Dichter nicht entging, bewahren. Ein solcher Ausblick ist der Gedanke einer neuen russischen Kritik (S. 138), die nichts gemein hat mit der westeuropäischen Kritik, sondern „ein ewiges und universales religiöses Bewußtsein, einen notwendigen Übergang von der dichterischen Kontemplation zu einer religiösen Handlung, von Wort zu Tat darstellt“. Und dazu tritt der Gedanke einer neuen Kirche, die die Form für das neue Christentum, in dem Geist und Fleisch eins sind, schaffen soll. „Diese Kirche bietet Raum nicht nur dem Herzen und der Seele des Menschen, sondern auch seiner Vernunft in ihren höchsten und stärksten Äußerungen. Sie ist der Weg und das Mittel, um alle Kräfte und Regungen des Menschen zu einer einzigen harmonischen Hymne zu vereinigen.“ Wer erwartet diese Verkündung aus dem Munde eines Russen!

Hier weicht der Krampf und die Verzweiflung, die Schatten der Schuld und Hoffnungslosigkeit werden von der Gnade des kommenden Reiches überstrahlt, und die angstvollen Gebete und Schreie weichen der demütigen Mahnung, die des Dichters letztes Wort an die Seinen und an uns ist, die sein Leben und sein Lebenswerk zusammenfaßt und uns zu Verwaltern seines Erbes beruft: „Seid keine toten, sondern lebendige Seelen. Es gibt keine andere Türe als die, die uns Christus gezeigt hat.“

## Die Liquidation der deutschen Interessen in Schantung

Von Waldemar Vollerthun



Als in der Deutschland vernichtenden Welttragödie des Krieges der Vorhang hinter dem ersten Akt „Tsingtau“ fiel, ahnten die wenigsten daheim, um was es mit diesem Kleinod deutscher Kolonisation im fernen Osten ging. Es war ja nicht nur dieses kleine Inselchen in dem Meer deutscher Interessen in Ostasien, dieses Musterlager deutscher Kultur, deutscher Industrie, deutscher Volkswirtschaft, das man uns raubte. Tsingtau war auf dem Wege, ein Ausstrahlungspunkt aller unserer wirtschaftlichen Beziehungen mit dem ostasiatischen Koloz zu werden. Und wenn deutsche Handelskreise in China, oft nicht ohne Unterstützung kurzfristiger Reichsvertreter, hie und da sich geflissentlich dieser Erkenntnis verschlossen, so hatte ein gutes Teil Schuld daran der historische Entwicklungsfaden des nach Übersee strebenden Deutschland. Viel auch trug zu dieser beklagenswerten Kurzsichtigkeit die dem Deutschen eigene Eigenbrödelei und die Scheelsucht bei, mit der jeder nur sein kleines Eigeninteresse sah, ohne das Ganze ins Auge zu fassen.

Es hat deutsche Kaufleute in Schanghai gegeben, die noch nicht lange vor dem Weltkriege emphatisch den Gedanken vertraten: „Was soll uns die deutsche Kriegsflagge hier im Osten, wo doch alles englisch orientiert ist? Wir haben unter englischem Handelsprotektorat bessere Geschäfte gemacht als jetzt unter englischem Miktrauen. Bleibt uns mit euren Gernegroßideen vom Leibel!“ Das war noch damals so, als der erste Iktis am Schantung-Vorgebirge scheiterte. Es kam noch 1910, wenn auch leiser und verblaßter, zum Ausdruck, als schon ein stattliches Kreuzergeschwader die Parität deutscher mit den englischen Interessen in den chinesischen Gewässern versinnbildlichte.

Deutschland hatte sich im Kiautschou-Vertrag 1898 erhebliche Gerechtfame gesichert. Außer dem Schutgebiet von über 500 Quadratkilometer Bodensfläche war ihm als deutsches Hoheitsgebiet die Bahnlinie nach Tsinanfu, der Hauptstadt